

einen Mann darstellt, der in eitler Selbstverblendung für ihn unerreichbare Dinge anstrebt, so erklärt sich dies aus der Tendenz der Dichtung, denn es sollte ja gezeigt werden, daß nicht ein Franken-König, sondern ein deutscher zur Gründung der römischen Weltmonarchie berufen und befähigt sei. Die deutschen Schläge fürchtet auch der Antichrist und der französische König muß sie als erster verspüren. Warmer Patriotismus erfüllt den Dichter, so oft er seinen Kaiser einführt, und voll stolzen Selbstgefühls läßt er ihn nach Befiegung aller Parteigänger sagen:

Sanguine patrie honor est retinendus,  
virtute patrie est hostis expellendus!  
Ius dolo perditum est sanguine venale:  
sic retinebimus decus imperiale!

Die Ehre gilt's mit deutschem Blut zu wahren,  
Mit deutschem Mut zu schlagen Feindes Scharen:  
So wird Betrug um Einfluß weit gemacht,  
So wahren wir uns künftig Kaisermacht.

(W. Gundlach.)

Propst Gerhoh von Reichersberg (gestorben 1169) eifert in seiner Schrift über den Antichrist gegen die Aufführungen von Schauspielen in der Kirche und erblickt darin einen dem Antichrist geleisteten Dienst, der, wie er vom Hörensagen wisse, auch in dem Theaterpielplan der Geistlichen stehe und nebst dem rasenden Herodes dargestellt werde. Nicht mit Unrecht hat man diese Äußerung Gerhohs auf das Tegernseer Antichristspiel bezogen und darnach die Zeit seiner Abfassung bestimmt. Der sittenstrenge Propst war selbst einmal ein Freund und Förderer theatralischer Aufführungen durch Klosterschüler. Die zunehmende Verweltlichung der Darstellungen und die damit zusammenhängenden Ausschreitungen in den Weihnachts- und Antichristspielen aber erbitterten ihn ebenso wie Herrad von Landsberg, Äbtissin zu Hohenburg (1167—1195), gegen derartige Schaustellungen in der Kirche. Von solchem „Firlesanz“, durch den die Hoheit der Kirche geschändet werde, nennen sie die Darstellung des Wochenbettes Marias und des Heilandes in der Wiege, die Nachahmung des Kleinkindergeschreis und des grausamen Wütens des Herodes, des Jammers der Rachel und der dem Tode geweihten Kinder, die Nachbildung des wie eine Sonne leuchtenden Sternes der drei Weisen, ferner das Waffengeklirr, mit dem die als Ritter verkleideten Kleriker aufziehen, das Auftreten des Antichrists und seiner in Teufelsmasken erscheinenden Begleiter und anderes mehr. Insbesondere rügt Herrad, daß man die Kirche entweihe durch allerlei Pöffen und durch Essen und Trinken, wobei es nie ohne Streit abgehe. Daß unter solchen Umständen die Aufführung der Spiele in der Kirche nicht mehr geduldet wurde, darf uns nicht wundern. Doch wanderte man damit zunächst nicht über deren unmittelbare Umgebung, den Kirchhof oder ein nahe Gebäude, hinaus.

## 2. Weltliche Stoffe von Geistlichen in Spielmannsart behandelt.

Laien und Geistliche erfreuten sich an den einfachen Dramen religiösen Inhalts. Diese Teilnahme des schaulustigen Publikums veranlaßte die geistlichen Dichter zur Erweiterung und Popularisierung der religiösen Schauspiele durch Aufnahme weltlicher Elemente und später auch durch Anwendung der nationalen Sprache statt der lateinischen. Dasselbe Streben nach Volkstümlichkeit fanden wir auch in den deutschen Dichtungen der Geistlichen. Wiederholt sahen wir, wie sie gelegentlich heimische Stoffe in ihre religiösen Dichtungen einslochten und in Spielmannsart behandelten. Dabei blieben sie aber nicht stehen, sondern zogen bald das weltliche Gebiet ganz in den Kreis ihres poetischen Schaffens.

So verfaßte um 1090 ein Geistlicher eine gereimte Erdbeschreibung, die unter dem Namen *Merigarto* (d. i. der vom Meer umgebene Garten) bekannt, aber nur in einem Bruchstücke erhalten ist. Der „Meergarten“ entstand in Utrecht, wohin sein Verfasser in Folge des Streites zweier Bischöfe, vermutlich des Adalbero und Meinhard von Würzburg, als Kriegsflüchtiger gekommen war. Für einen Teil seiner Mitteilungen beruft sich der Dichter auf einen „ehrhaften Pfaffen“ als Gewährsmann, für die anderen benutzte er *Isidors* Etymologien und sonstige Quellen.

Gott schied vom Meer die Erde, und bald erhoben sich auf ihr Berge; diesen entquollen allerlei Gewässer, die den Menschen als Verkehrswege dienen. Das Meer hat nicht überall dieselben Eigenschaften. Das rote Meer ist rot wie Mennig und Blut. Im Westen des Wendelmeeres (Weltmeeres) ist mere gilberöt. Schiffe, die in dieses geronnene Meer (Lebermeer) geraten, werden festgehalten, wenn Gott sie nicht rettet.

In Island herrscht ewige Nacht, daher friert das Eis zu Kristallen. Man macht darauf Feuer, bis sie glühend werden, und benützt sie dann zum Kochen und Heizen. Trotzdem ist das Land reich an Wein, Mehl und Erlesatz. In Italien gibt es Quellen, die allerlei Krankheiten heilen oder sonst wunderbare Wirkungen hervorrufen.

Die Freude an derartigen märchenhaften Berichten, die schon von alten Schriftstellern erzählt und aus ihnen geschöpft wurden, war im Mittelalter durch die Kreuzzüge geweckt worden; auch die Spielleute nährten sie durch mannigfache Mären phantastischen Inhalts. Wollten nun die geistlichen Dichter ihren Leserkreis über ihre Standesgenossen hinaus erweitern und die mittleren Schichten der Laienwelt einbeziehen, so mußten auch sie solche Stoffe wählen und in der beim Volke beliebten spielmannsmäßigen Art behandeln. Beides geschah, wie uns die Dichtungen zeigen, zu denen die Geistlichen den Inhalt aus der Geschichte nahmen. Die Werke dieser Art stehen in der Mitte zwischen der Spielmannsposie und den geistlichen Dichtungen. Mit jener haben sie die Erzählung fabulofer Dinge und den dadurch angestrebten Zweck der Unterhaltung, mit diesen die Absicht der Erbauung und der Belehrung über die Heilsökonomie gemeinsam.

Zwei solche geschichtliche Dichtungen, das Annolied und die Kaiserchronik, waren epochemachend, indem sie zu Vorläufern aller späteren teils gereimten, teils in Prosa abgefaßten Chroniken wurden. Wie in jenen beiden so wird auch in diesen die Geschichte, von der Schöpfung angefangen, nach einer zur Tradition gewordenen Art erzählt und reich mit Fabeln ausgeschmückt. Es sind geschichtliche Dichtungen, nicht Geschichte. Die Geschichtschreibung wurde im Mittelalter von den Geistlichen in lateinischer Sprache gepflegt, und was sie durch die Abfassung von Annalen, Chroniken und Lebensbeschreibungen für die Kenntnis ihrer und der ihnen nicht fern gelegenen Zeit geleistet haben, verdient Lob und Dank. Anders aber gestaltete sich die Sache, wenn sie das Altertum in den Bereich ihrer Behandlung zogen. Hier wurden sie ratlos und erzählten oft Dinge der wunderlichsten Art. Und das Altertum mußte nun einmal als Vorgeschichte einer Chronik dienen. Zwei Gründe ließen sich dafür vorbringen. Fürs erste wollte man die Geschichte jedes Volkes zu dem göttlichen Weltensplane in Beziehung setzen, der in den geistlichen Dichtungen wiederholt entrollt wird, und dann legte auch das Bewußtsein der Deutschen, in ihrem Kaisertum das römische Imperium fortzusetzen, den Wunsch nahe, die Geschichte ihrer Erblasser kennen zu lernen. Die Kenntnis des Altertums aber schöpfte man aus der Bibel, aus den römischen Klassikern und aus nicht mehr erhaltenen Quellen, die allerlei Fabeleien enthielten, zu denen man später erfundene fügte. Aus diesem bunten Gemisch von Berichten, die man überdies oft erst aus zweiter Hand erhielt, wurde die Vorgeschichte aufgebaut. Mit noch mehr Freiheit als die Geschichtschreiber gingen die deutschen Dichter vor, wenn sie die Weltgeschichte in ihren Dichtungen behandelten. Dies sehen wir gleich beim Annoliede, das ein Geistlicher, wahrscheinlich bayerischer Herkunft, zwischen 1077 und 1081 in dem bei Bonn gelegenen Kloster Siegburg, der Begräbnisstätte Annos II., unter Benützung der dort vorhandenen Aufzeichnungen und einer lateinischen Chronik, der sogenannten Gallica historia, gedichtet hat.

Von dem Einflusse, den dieser sittenstrenge und willensstarke Erzbischof von Köln (1056—1075) auf die Geschichte Deutschlands unter Heinrich IV., dessen Jugenderzieher er war, durch sein kraftvolles Eintreten für die Rechte der Kirche ausgeübt hat, meldet uns die Geschichte; von seinem mildtätigen Wirken erzählen die Klöster, die ihn als Stifter oder Wohltäter verehren. Im Jahre 1183 erfolgte seine Heiligsprechung. Als Vorbild heiligen Lebenswandels will ihn auch der deutsche Dichter hinstellen und deshalb preist er uns Tugenden, denen er die Krone aufsetzte, als er den Kölnern, die ihm seine väterliche Fürsorge mit Vertreibung gelohnt hatten, ihre Schuld verzieh. Sich selbst hat er damit den Himmel verdient, den Hinterbliebenen aber ist er dort zum Fürbitter geworden. Dies hofft der Dichter und findet die Gewähr dafür in den Wundern, die Gottes Kraft am Grabe des Heiligen wirkte. Einen Fürbitter im Himmel aber brauchte Deutschland. Der Bürgerkrieg wütete in den Landen und in Fehde lag Heinrich IV. mit dem Papste Gregor VII. Mit wenigen, aber kräftigen Strichen entwirft der Dichter ein Bild jener Kämpfe, läßt aber seinen Helden nicht in sie eingreifen, sondern teilt nur mit, daß es ihn verdroß, länger zu leben, da er sich den Frieden zu stiften nicht getraute. Dieser Teil der Dichtung ruht auf einem weiten, ungefähr zwei Drittel des Ganzen ausfüllenden Unterbau weltgeschichtlichen Inhaltes. Nach einigen einleitenden Worten, die an den Anfang des Nibelungenliedes erinnern, kündigt der Dichter sein Thema an. Nicht von den Taten kühner Helden will er singen, nicht erzählen, wie zarte Freundschaftsbündnisse gelöst und Könige von ihren Thronen gestürzt wurden, denn die Zeichen und Wunder, die Gott auf dem Sieberg am Grabe des Anno wirkte, fordern vielmehr auf, im Hinblick auf diesen teuerlichen Mann an unser

eigenes Ende zu denken. (Vgl. Abbildung.) Dann weitausholend erzählt er die Schöpfung, den Sturz der Engel, den Sündenfall, nach dem fünf Zeitalter in die Hölle fuhren, bis Christus die Welt durch seinen Tod erlöste und seine Zwölfboten in alle Welt ausludte. Auch zu den trojanischen Franken und nach Köln kam manch heiliger Mann, darunter Anno, dem es den Glanz verdankt, der es vor allen Städten auszeichnet, die von Heiden gegründet wurden. Hierauf folgt im Anschlusse an den Traum des Propheten Daniel ein Überblick über die vier Weltreiche. Mit Vorliebe verweilt der Dichter bei dem den Franken stammverwandten Cäsar, den die Deutschen, nachdem sie ihm zuvor viel zu schaffen gemacht hatten, zum Freunde gewannen und auf dessen Ruf sie in hellen Scharen mit glänzenden Helmen, festen Halspergen und manch schönem Schildbrand kamen, um ihn im Kampfe gegen Pompejus zu unterstützen. Es folgt die prächtige, der Volksepik nachgebildete und unter dem Einflusse von Lukans lateinischer Dichtung „Pharjalia“ geschriebene Schilderung jenes härtesten Volkswiges, das je in diesem Meergarten gefochten wurde.

Oy wi diu wifini chungin  
dâ diu marih cisamine sprungin!  
herchorn duzzin,  
beche bluotis vluzzin,  
derde diruntini diuniti,  
diu heli ingegine gliumiti,  
dâ diu heristin in der werilte  
suohtin sich mit suerten.

Hei, wie die Waffen klangen,  
als die Rosse zusammensprangen,  
Heerhörner erschollen,  
Bäche Blutes flossen,  
die Erde unter ihnen stöhnte,  
die Hölle ihnen entgegenlöhnte,  
da die Heerften in der Welt  
sich suchten mit den Schwertern.

An die Schilderung dieser Schlacht reiht sich die Erzählung von der Gründung der Städte im Frankenlande, darunter auch Kölns, wohin Fronboten aus Rom die Lehre Christi brachten. 33 Bischöfe waren dort bis auf Anno, dessen Lob nun (B. 575) beginnt.

Die Kraft und Gedrungenheit der Darstellung, die bald lieblichen, bald grandiosen Bilder und der rasche Fluß der Erzählung des Annoliedes entschädigen für den Mangel einer vollendeten poetischen Form. Leider ist es uns in keiner Handschrift überliefert worden, sondern nur durch die Ausgabe, die Martin Opitz genau nach der ihm vorliegenden Membrane, auch ohne Absezung der Verse, 1639 besorgte. Woher er die Handschrift bekam und wohin sie nach seinem Tode gekommen ist, wissen wir nicht. Er starb an der Pest.

Mit dem weltgeschichtlichen Abschnitte des Annoliedes stimmt ein Reimwerk, die Kaiserchronik, eines der beliebtesten Bücher des Mittelalters, überein. Gedichtet wurde sie von einem der Regensburger Geistlichkeit angehörigen Priester um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Über die Heimat und die Lebensverhältnisse des Dichters wissen wir nur wenig. Die glänzende Darstellung der in Italien ausgeführten Kriegstaten Heinrichs des Stolzen, des Schwiegerohnes Lothars II., verrät des Verfassers weltliche Gesinnung. Der bayerische Dialekt der Dichtung,

☞ (: ) ☞

## RHYTHMVS DE S. ANNONE COLONIENSI ARCHIEPISCOPO.

I.

**W**Ir horten ie dikke singen Von alten  
dingen, Wi snelle helide vuheten, Wi  
si veste burge brechen, Wi sich liebin vuini-  
scefte schieden, Wi riche Künige al zegien-  
gen. Nußt siht daz wir dencken Wi wir sel-  
ve sülin enden. Crist der vnser héro güt Wi  
manige ceichen her vns vure düt, Alser uffin  
Sigeberg havit gedan Durch den diurlichen  
man Den heiligen bischop Annen Durch den  
sinin willen, Dabi wir uns sülin bewarin  
Wante wir noch sülin varin Von disime ellen-  
din libe hin cin ewin Da wir imer sülin sin.

Rhythmus de sancto Annone.

Herausgegeben von M. Opitz. 1639. Nach dem Exemplar  
in der Staatsbibliothek zu Berlin.

die Aufnahme der in Bayern besonders verehrten Heiligen, darunter des heiligen Ulrich und der Geschichte des Märtyrers Emmeram, und einiger bayerischer Lokalsagen, z. B. der vom Bayernherzog Adelger, ferner die ausführliche Erzählung von der Gründung Regensburgs unter Tiberius (Tiburnia) und die Wärme, mit der von der Tapferkeit der Bayernherzoge Ingram und Voemund im Kampfe mit Cäsar berichtet wird, deuten darauf hin, daß wir die Heimat des Verfassers in Bayern zu suchen haben. Seine Persönlichkeit können wir nicht mit derselben Sicherheit bestimmen. Die nahen Beziehungen, die zwischen dem deutschen Rolandsliede und der Kaiserchronik vorhanden sind, haben zu der Vermutung geführt, daß auch diese von dem „Paffen Konrad“ aus Regensburg, dem Dichter des Rolandsliedes, geschrieben worden sei.

Um 1150 scheint der Verfasser der Kaiserchronik gestorben zu sein. Über die Entstehungsweise seines Buches und die von ihm benutzten Quellen gibt es verschiedene Ansichten. Er selbst beruft sich in der Einleitung zu seinem Werke auf eine deutsche Chronik (*huoch, cronica*) des römischen Reiches, in der von Päpsten und Königen, guten und schlechten, bis auf seine Zeit berichtet werde. Auf Grund dieser Vorlage also, die selbst wieder auf eine lateinische zurückgeht, aber gleich dieser nicht mehr vorhanden ist, hat er sein Werk geschrieben. Seine Tätigkeit bestand hauptsächlich in der Fortsetzung der Chronik und in allerlei Einschaltungen und Zusätzen. So erklärt sich die oft recht lockere Verbindung der einzelnen Teile, das Anschwellen zu einem sehr bedeutenden Umfange und der bunte Inhalt der Kaiserchronik. Wieviel aber unser Dichter in die jedenfalls nicht viel ältere deutsche Chronik einschob und inwiefern schon der Verfasser dieser die gemeinsame lateinische Vorlage vermehrt hatte, wird sich kaum mit Sicherheit bestimmen lassen. Vermutlich war in der letzteren die Hauptmasse des Stoffes schon gesammelt und verarbeitet vorhanden.

In der Einleitung zu seinem Werke erklärt der Dichter, er wolle das Wissen seiner Zuhörer mehren und zugleich ihr Seelenheil fördern. In dieser Absicht slicht er in die römischen Kaiserfagen das Wirken der Päpste ein und zeigt, wie das Heidentum sich schließlich der Gotteskraft beugen mußte, sei es nun, daß heidnische Waffen den christlichen erlagen, die als Teufel angesehenen heidnischen Götter durch christliche Heilige in ihrer Ohnmacht gezeigt wurden, oder Vertreter der jüdischen oder heidnischen Weltanschauung in gelehrten Disputationen zusehender gemacht wurden. Das römische Kaisertum läßt der Dichter auf die Deutschen in ununterbrochener Reihenfolge sich vererben und erblickt darin die Übertragung ihrer welt-historischen Mission. So bilden kirchliche und kaiserliche Gesinnung und die Überzeugung, daß das römische Kaisertum deutscher Nation nur in Verbindung mit der Kirche seiner hehren Aufgabe genügen könne, den leitenden Grundgedanken des zweiten Teiles der Chronik, zu dem die im ersten erzählten Kaiserfabeln eine Art Vorgeschichte bilden.

Geistliche und weltliche Motive verbinden sich auch in jenen Abschnitten, die, zuweilen geändert, oft auch wörtlich, wie z. B. die Novelle von der verfolgten und wieder zu Ehren gebrachten Kreszentia, aus vorhandenen deutschen oder lateinischen Quellen in die Dichtung aufgenommen wurden und ihre poetisch wirksamsten Teile bilden. Da wird uns erzählt, wie durch Gottes Gnade die Unschuld nach harter Prüfung schließlich über ihre Verfolger triumphiert, dann wieder von der Glaubensstärke heiliger Martyrer und von Leiden aller Art, von Trennungen, Gefahren zu Wasser und zu Lande und drückendem Sklavenleben, was Gott alles über die Menschen kommen ließ, um sie dem wahren Glauben zuzuführen. Mit Wärme spricht der Dichter von gerechten Kaisern und Königen, preist unter den deutschen besonders Karl den Großen, Ludwig den Frommen und Lothar II., verurteilt aber Heinrich IV. Wir lesen auch von Helden im Kriege und von gewaltigen Schlachten, dann wieder von Frauen, deren Tugend in schweren Versuchungen erprobt ward. Mit sichtlichem Vergnügen entwirft der Chronist farbenreiche Bilder aus dem Leben der Ritter seiner Zeit. Voll Mut und Begeisterung ziehen sie in den heiligen Krieg, brechen Burgen und belagern Städte, dann aber, in der Zeit des Friedens, messen sie ihre Kraft im Turnier, pflegen höfische Sitten und werben um die Gunst der Frauen, deren Würde sie mit Achtung erfüllt und anspornt, zur Verteidigung ihrer Ehre alles zu wagen.

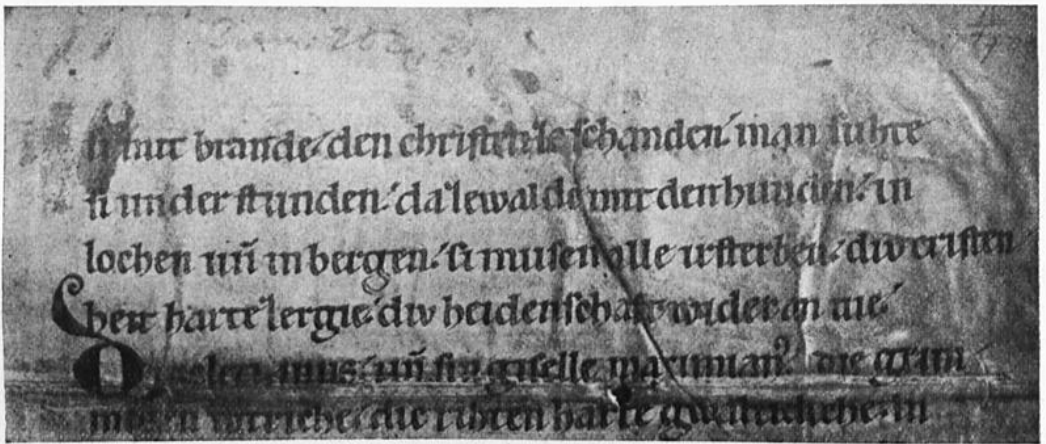
Des Dichters Anschauungen sind aristokratisch. Dies und das Bewußtsein, aus schriftlichen, also scheinbar beglaubigten Quellen den Stoff zur Chronik geschöpft zu haben, mag des Dichters geringschätziges Urteil über die volkstümliche Sage und ihre Sänger erklären. Er bezeichnet sie als Lügner, die mit ihren Mären die Jugend verderben und der Seele schaden. Lüge ist ihm, was die Volksdichtung von Hgel und Dietrich erzählt, da sich keine schriftliche Überlieferung dafür als Beweis aufbringen läßt. Den Dietrich haben die Teufel in den Berg Vulkan geführt, wo er ewig brennen muß. Die Warnung vor der Spielmanns-poesie hat jedoch den Dichter selbst nicht gehindert, aus ihr die Darstellungskunst, Stil und Formeln zu lernen und sie bei den Schlachtschilderungen und auch sonst nachzuahmen.

Die Kaiserchronik kann nicht als Geschichtswerk betrachtet werden, obgleich man zur Zeit ihrer Entstehung und noch lange darnach seine Geschichtskennntnisse aus ihr holte. Verworren und sagenhaft war ja die römische Kaisergeschichte schon im zehnten Jahrhundert geworden und aus einer lateinischen Sammlung solcher römischer Kaiserfagen, die man zur Erklärung antiker Denkmäler, z. B. des Lateran, des Pferdes Nervas usw. erdichtet hatte, schöpfte unser Dichter den Stoff für seine Kaiserfabeln. Die Verwirrung zeigt sich schon in der Reihenfolge der Kaiser, in die z. B. der König Tarquinius Superbus eingefügt wird, und dann auch in der Verwechslung von Zeit und Ort, von Namen und Taten.

Mit einer Lobrede auf Lothar bei dessen Tod (1137) schließt die älteste Fassung der Kaiserchronik. Später wurde sie von demselben Dichter bis zu den Vorbereitungen Konrads III. zum Kreuzzuge (1147) weitergeführt. Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts glättete ein Dichter Reime und Verse der Kaiserchronik und ein anderer goß sie in ganz neue Verse um. Bald nach 1250 erhielt die

Kaiserchronik eine Fortsetzung, die bis zum Tode Friedrichs II. reicht, und dann noch eine, in der die Ereignisse bis in die Regierungszeit Rudolfs von Habsburg (bis 1276) erzählt werden.

Die große Zahl der Handschriften, die uns die Kaiserchronik entweder ganz (15) oder doch Bruchstücke davon (17) überliefern und aus nahezu allen Teilen Deutschlands stammen, weist auf ihre weite Verbreitung und große Beliebtheit hin. Die bedeutendste Handschrift für die älteste Fassung der Chronik ist die Vorauer; von den Bruchstücken zeichnet sich das Grazer (vgl. Abbildung) durch die schöne große Schrift aus. Lange Zeit blieb die Kaiserchronik das einzige Werk ihrer Art, und eben dies verschaffte ihr nicht bloß in den geistlichen, sondern auch in den ritterlichen Kreisen Eingang und Freunde. Nach ihrem Vorbilde entstanden in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Weltchroniken des Rudolf von Ems und des Janßen Enifel (nach 1277), und auch der sogenannte Seisfried Helbling, der Dichter des „Kleinen Luzidarius“, zeigt sich mit ihr



Aus dem Grazer Fragment der Kaiserchronik.

Nach der Handschrift der Universitäts-Bibliothek in Graz. (12. Jahrhundert.)

Übertragung: si mit brande. den christen ze schanden. man suhte | si under stunden. da ze walde mit den hunden. in | lochen unde in bergen. si musen alle irsterben. div cristen | heit harte zergie. div heidenschaft wieder an die. | Diocletianus. unde sin geselle Maximianus. di grim | migen wtriche. die rihten harte gewaltliche. in

sehr vertraut. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde sie von Heinrich von München für seine Reimchronik benutzt. Selbst in formeller Beziehung, in Sprachgebrauch und Stil, hat sie auf die verschiedensten Reimchroniken bis in den Ausgang des Mittelalters hinein einen großen Einfluß ausgeübt. Auch in der Sächsischen Weltchronik, dem frühesten Werk unserer historischen Prosa, sehen wir sie benutzt und schon um 1275 wurde sie selbst, vielleicht in Schwaben, in Prosa aufgelöst und als buoch der künene niuwer ê (Neutestamentliches Königsbuch) verbreitet, neben dem jedoch der gereimte Text sich behauptete. Von den Dichtern aus der Blütezeit der ritterlichen Poesie zeigen die am Rhein und in Mitteldeutschland Vertrautheit mit der Kaiserchronik, so Heinrich von Veldeke, Meister Otto und der Verfasser der aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Dichtung „Moriz von Craon“. Lokalpatriotische Interessen sicherten der Kaiserchronik ihr Ansehen am längsten in ihrem Heimatlande Bayern, wo man noch im achtzehnten Jahrhunderte Abschriften der alten Handschrift besorgte und ihr im neunzehnten den Namen gab, unter dem sie in die Literaturgeschichte Aufnahme gefunden hat.

Durch die Kaiserchronik wurde die Kenntnis der Vergangenheit, die bis dahin ausschließlichs Eigentum der geistlichen Kreise gewesen war, auch der Laienwelt erschlossen. Freilich geschah dies in kritikloser Art, wie es eben damals bei der getrübbten und mangelhaften Überlieferung, aus der dem Dichter die Berichte zuströmten, nicht anders sein konnte. Außerdem fehlte es jener Zeit

Epistola de alexandro magno

**D**ie lre dāh wir hi vurchen. dāh  
sult irreht merchen. sin geuū  
ge ist ul reht. ir rāht der phaf  
te lambrecht. cr tate wis gerne ze mart.  
wer alexander wart. alexander was  
an wise man. ul manec neche er ge  
vun. er zeshort ul manec lant. phi  
lippus was sin uater genant. **O**h  
magit ir wol horn. in libro macha  
beuz. alberich uon bsinzo. der brāht  
ans del lre zu. g. heuz in vāllhstken  
gebrut. nu sol ich es euh māststken  
berihnen. ni man in schulde sin mich.  
loue er so leuge ich. **O**o alberich dā  
lre in sluc. iūo heuz an salomon  
pūch. da er ane sach. uanitatū uan  
tas. dāh ist allez an rēchheit. dāh  
diu summe umbe gut. dāh hat sale  
mon wol urfuhrt. dar umbe suar  
in sin mut. er ne wolt nibt langer  
lede. sūchen. a. scrip uon gozen vut  
hoy. vande des mannes mūzchāt.  
reden lre nob. zeder sele nibt urste  
ir. dar ane gedāht. alberich. den sel  
ben gedāht. hān ich. unt ich ne wil ich  
uol uarn. **C**icher chunige was ge  
nue. dāh ne saget uns nehen pūch.  
nob. nehen. slāht mart. dāh dē  
ner so rēht vure. der malen hnen.  
mit sturme oder mit strite. i so manec  
lant geuunne. oder so manec in ka  
nēchtunge berzogen ir slūge un  
anden uunsten genūge. so der vūn  
der lre alexander. in ne gelūbet  
ne hem ander. **O**er uon erhichen  
was geborn. unde wart da zein  
an kunige nithon. und was der  
alt. erste man. den erhichant zech  
unige geuun. ir vuren ovh chunt

ge orfue. uber manec die geualte. ul  
michel was ir salichheit. ir lilt unde ir  
kūndechheit ir scax der was ul groz. der  
ne wart nimehen. sin genoz. der mit  
lisen oder mit māhten. sinen willen i so  
uol brāht. so der selbe man. vābe den ich  
is began. **O**der rede wil ich mich ir taren.  
salemōn der was ir gran. der sich ir allen  
kunigen nam. do diu froye regina. austri  
hu in kom. unde si sinen hof gefach. mit  
rehter vūrt. ar. si sprach. dāh uon mannes ge  
burt. ni so frumer. künne vūrt. man muhte  
in vol. ir. sinen. vande alexander was an  
haden. **D**u sprēcht bose lügenare. dāh  
er eines govilidars sun wart. di eximer. gesa  
gert. di lūger. also bose hagen. oder di es i  
gedāhten. er was rehter chāser. slāht. inmer  
geloube ch. ne han frumman. sinen uater. ich  
wol genennen kan. sin geslāht. dāh was ber  
ich. ubir. al. erhichen was er geualte. philipp  
hēder uater. sin. al. macedonien lant was sin.  
sinanc was an gut. kēht. uber al. dāh mer  
gi. sin. rehter. trūe. ane. tugētlīche. māht.  
vū. vū. manne. uolt. vū. er. vū. wider. den.  
kūne. eren. hart. esenthalt. uber. wart. er.  
den. **P**hilippus nam in ein vūp. si. trūe. ei  
nen. frum. edel. lichen. lip. ich. sage. cyvri. ir. name  
was. si. hih. die. scōne. olimpius. das. was. alex  
mā. das. mūter. diu. froye. heze. anen. bruder.  
der. was. ouh. alexander. genant. zep. ar. se. he  
ter. dā. lant. do. was. ein. vūrste. also. gran.  
er. ne. vūte. ne. henen. jūnige. wesen. under  
tan. er. ne. vūte. ovh. ni. ul. ni. henen. stur  
me. gelūht. sin. in. sinen. dū. dā. ir. gūgen. er  
was. an. mē. lū. dē. gen. unde. ouh. rehter. ber  
seht. philipp. **D**u. vil. ich. ci. uon. alexan  
der. sage. er. burt. vū. slāht. hu. vūrt. sin.  
mūter. froy. olimpius. heden. stunden. do. si  
sin. genas. do. wart. ir. an. ul. michel. noht. sal.  
die. erde. er. burt. uber. al. da. was. der. doner.  
ul. goh. vū. stur. die. dāh. vū. er. ane. goh.  
der. himel. der. vū. del. oht. sich. vū. der. sin.  
ne. uer. dū. ch. lre. sich. er. heze. ul. nach. sin.  
en. schmen. uer. lorn. do. alexander. wart.  
gebort. **N**une. hess. lre. ich. enoh.  
sin. als. geborn. nehan. chunt

### Anfang des Alexanderliedes vom Pfaffen Lambrecht.

Nach der Handschrift 276, f. 109a im Chorherrenstift Berau. (12. Jahrhundert.)

## Eilbengetreue Übertragung

des umstehenden Alexanderliedes vom Pfaffen Lambrecht.

Diz lit daz wir hi wurden<sup>1</sup>. daz sult ir rehte merchen. sin genüge<sup>2</sup> ist uil reht. iz tihte der phafe lambret<sup>3</sup>. er tate uns gerne ze mare<sup>4</sup>. wer alexander ware. alexander was ein wise man. uil manec riche er gewan. er zestorte uil manec lant. philippus was sin uater genant. Diz mugit ir wol horen. in libro machabeorum. alberich uon bisinzo. der brahte uns diz lit zû. er hetez in wallhisen getichtet. nu sol ich es euh in dütischen berihten. niman inshulde<sup>5</sup> sin mich. louc<sup>6</sup> er so leÿge ich. Do alberich diz lit inslûc<sup>7</sup>. do heter ein salemones puch. da er ane<sup>8</sup> sâch. uanitatum uanitas. daz ist allez ein itelcheit. daz diu sunne umbe geit<sup>9</sup>. daz hete salemon wol uirsuht. dar umbe suar in sin mut<sup>10</sup>. er ne wolte niht langer ledec<sup>11</sup> sitzen. er scribe uon grozen witzzen<sup>12</sup>. wande des mannes mûzecheit. ze dem libe noh ze der sele niht ursteit<sup>13</sup>. dar ane gedahte alberich. denselben gedanc han ich. unt ich ne wil (mich niwit langer sparen.<sup>14</sup> des liedis wil<sup>15</sup>) ich uol uarn<sup>16</sup>. Richer chuneger was genuc. daz ne saget uns nehein puch. noh neheiner slahte mare<sup>17</sup>. daz deheiner so riche ware. der in alten ziten. mit sturme oder mit strite. i<sup>18</sup> so manec lant gewunne. oder so manegin kunnic bedvunge. herzogen irslûge. uñ andern uursten genüge. so der wunderliche alexander. im ne gelichet nehein ander. Der uon crhichen<sup>19</sup> was geborn. unde wart da ze einem kunige irchron<sup>20</sup> unde was der aller erste man. den i crhihlant ze chuneger gewan. iz waren ovh chuneger

ge creftic. uber manec dit gewaltic. uil michel was ir salicheit<sup>21</sup>. ir list unde ir kundecheit. ir scaz der was uil groz. der ne wart ni nehenier sin genoz<sup>22</sup>. der mit listen oder mit mahten. sinen willen i so uol brahte. so der selbe man. umbe den ich is began. Diser rede wil ich iaren<sup>23</sup>. salemon der was ûz getan<sup>24</sup>. der sich uz allen kunegen nam. do diu frowe regina austri<sup>25</sup> zu im kom. unde si sinen hof gesach. mit rehter warheit si sprah. daz uon mannes geburte. ni so frumer kunic wurte. man muste in wol uzsaeiden<sup>26</sup>. wande alexander was ein heiden. Nu sprechent bose lugenare. daz er eines govkelares sun ware die ez imer gesaget. di liegent also bose zagen<sup>27</sup>. oder di es i gedahten. er was rehter cheiser slahte. nimer geloube ez nehein frum man. sinen uater ich wol genennen kan. sin geslahte daz was herlich. ubir al crhichen was er gewaltic. philippus hiz der uater sin. al macedonen lant was sin. sin ane was ein gut kneht<sup>28</sup>. uber al daz mer gi sin reht. er truc eine tugentliche maht. a wi wi<sup>29</sup> manic uolcwic<sup>30</sup> er uaht. wider den kunic Xëren<sup>31</sup> harte ellenthafte<sup>32</sup> ubervant er den. Philippus nam im ein wip. si truc einen frumeclichen<sup>33</sup> lip. ich sage ev wi ir name was. si hiz div scone olimpias. das was alexanders muter. diu frowe hete einen bruder. der was ouh alexander genant. ze perse heter daz lant. der was ein uurste also getan. er ne wolte neheinem kunige wesen undertan. er ne wolte ovh ni uz neheinem sturme geflihen. sui im sinev dinc da ergingen. er was ein tuerlich<sup>34</sup> degen. unde (wolde) ouch rehter herscefte phlegen. Nu wil ich euch uon alexanders sagen geburte. wi si alhi zu wurte. sin muter frow olimpias. ze den stunden do siv sin genas. do wart ir ein uil michel noht fal<sup>35</sup>. div erde erbibete uberal. da was der doner uil groz. a wie starche daz weter ane goz<sup>36</sup>. der himel der wandelohte<sup>37</sup> sich. und der sunne uerdunchlote sich. er hete uil nach sinen schimen uerlorn. do alexander wart gebor(n). Nu ne fressiht<sup>38</sup> ich ê noh sint<sup>39</sup>. alsus geborn nehain chint.

Bemerkungen: 1 schreiben, 2 Gefüge, d. i. Bau, 3 Lambrecht, 4 er machte uns gern kund, 5 mache mir deshalb einen Vorwurf, 6 log, 7 begann, 8 woran, woraus, 9 umfreist, 10 tat ihm sein Gemüt wehe, 11 untätig, 12 mit viel Verstand, 13 förderlich ist, 14 nicht länger schonen, 15 diese Zeile ist zur Ergänzung aus der Straßburger Handschrift eingefügt, 16 vollenden, 17 irgendeiner Art Märe, 18 je, 19 Griechen, 20 erforschen,

21 Seligkeit, Vollkommenheit, 22 damit konnte sich keiner vergleichen, 23 unterfangen, 24 ausgetan, ausgenommen, 25 des Mittags, 26 l. üz seeiden, ausschneiden, 27 wie böse Leute, 28 ein tüchtiger Feld, 29 hei, wie, 30 Völkerverschlacht, 31 l. Xerses, Xerxes, 32 sehr heldenmütig, 33 schönen, 34 l. tuerlich, wackerer, 35 l. nötfal, sehr harte Bedrängnis, 36 herniedergoß, 37 veränderte sich, 38 l. freisheit, erfuhr, 39 früher noch später.

noch an dem Sinn für Beobachtung historischer Unterschiede; mit rührender Naivität überträgt daher unser Dichter die Verhältnisse seiner Zeit auf die Vergangenheit und zeichnet antike Helden nach dem ritterlichen Modelle, das im zwölften Jahrhundert typisch zu werden begann: Collatinus ist ein Freund der Waffenspiele, in seinem Hause pflegt man seine Umgangsformen, Lucretia steht im Mittelpunkt der veranstalteten Festlichkeiten und Totila weiß auf Almenias Frage beredt das Walten der Minne zu schildern. Eine solche Modernisierung antiker Verhältnisse entsprach in ähnlicher Weise, wie es in einigen früher besprochenen alttestamentlichen Dichtungen geschah, den Wünschen der Ritter, die nach französischem Vorbilde neben der geistlichen auch einer weltlichen Auffassung und Anschauung des Lebens zu huldigen begannen. Es ist die Zeit, in der ritterliche Sitte und Dichtung aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt wurden und auch hier die Entwicklung des höfischen Wesens anbahnten.

Das Rittertum wünschte, seine Ideale in der Poesie verherrlicht zu sehen, und bald willfahrten Dichter seinem Geschmacke. Auch hierin ging Frankreich voran. Hier entstanden im Laufe des elften und zwölften Jahrhunderts jene Dichtungen, die bald allen Ländern Europas zum Vorbilde dienten und dazu um so geeigneter waren, da ihr Inhalt nicht mit einer bestimmten Nation verwaehen, sondern international war. Die älteren dieser Dichtungen wurzeln noch in der nationalen Sage und verherrlichen das kriegerische Ideal des Ritters. Mit der Verfeinerung des Geschmacks traten solche an deren Stelle, die ihre Stoffe aus der antiken Sagen- und morgenländischen Märchenwelt nahmen und in höfische Formen bringen oder von dem bretonischen König Artus erzählen. Die ersten Dichter, die solche Erzeugnisse des ritterlichen Geistes aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten, waren Geistliche. Durch fahrende Sänger oder durch Kleriker, die des Studiums wegen in Paris weilten, mochten sie in ihren Besitz gekommen sein. Bei der Bearbeitung der fremden Vorlagen leitete sie die Absicht, das Gefallen der Ritter zu erwecken und so den Einfluß der Fahrenden zu schwächen. Durch die geistliche Einkleidung des weltlichen Stoffes aber konnten sie zugleich auch der religiösen Stimmung ihrer Zeit beredten Ausdruck verleihen und die Gemüter der deutschen Ritterschaft auf den Ruf zum Kreuzzuge vorbereiten, der dann später durch den heiligen Bernhard von Clairvaux an sie erging.

Schon im Altertum erregten die Geschichte Alexanders des Großen, seine Züge in den Orient, seine gewaltigen Unternehmungen und raschen Erfolge Bewunderung und griechische wie römische Schriftsteller haben ihnen in ihren Schriften ein ehrendes Denkmal gesetzt. Bald aber genügten die historischen Berichte nicht mehr; Sage und gelehrte Erfindung schmückten sie mit allerlei Zutat an. Ungefähr um 200 n. Chr. wurde die Sage in der romanhaften Fassung, die sie bei den Griechen und im Orient erhalten hatte, in griechischer Sprache aufgezeichnet. Der Verfasser dieser Schrift ist nicht bekannt; sie wurde anfangs anonym, später unter dem Namen des Askopos und dann unter dem des Kallisthenes, des Begleiters Alexanders und Böglings des Aristoteles, durch Übersetzungen in die verschiedensten Sprachen im Morgen- und Abendlande verbreitet. Dem letzteren wurden die abenteuerlichen Berichte des Pseudo-Kallisthenes in einer lateinischen Übersetzung, die Julius Valerius zum Urheber hat, und noch mehr durch einen Auszug daraus vermittelt. Zu diesen beiden kam dann die lateinische Bearbeitung, die der Erzpriester Leo während seines Aufenthaltes in Konstantinopel (941—944) nach einer anderen Handschrift des Pseudo-Kallisthenes verfaßte. Leos Schrift fand unter dem Titel *Historia de preliis Alexandri* (Geschichten der Schlachten Alexanders) bald im ganzen Abendlande Verbreitung und wurde die Hauptquelle aller mittelalterlichen Alexanderdichtungen, zu denen man noch gern das Märchen von der Fahrt Alexanders nach dem Paradiese fügte, das selbst wieder auf eine rabbinisch-talmudische, ebenfalls in lateinischer Sprache verbreitete Quelle zurückgeht.

Nach einer Auswahl der genannten lateinischen Quellen, besonders nach der *Historia de preliis*, entstand im elften Jahrhundert die französische Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo (Besançon.) Auf diesen wieder beruft sich der niederrheinische Priester Lamprecht als Quelle für sein Alexanderlied, das er um 1138 dichtete. Es ist uns leider nicht im Original über-



liefert; von den Handschriften, die uns seinen Inhalt vermitteln, steht ihm die Vorauer am nächsten. (Beilage 28.) Der Schluß des Gedichtes ist hier, abweichend von den genannten lateinischen Quellen, aber wahrscheinlich nach Alberichs Dichtung, gekürzt und der persische Feldzug auf zwei Schlachten zusammengedrängt. Um das Fünffache sehen wir den Inhalt der Vorauer Handschrift in der Straßburg-Molsheimer vermehrt, die um 1187 entstand und eine jüngere Fassung des Originals bietet. Die Verse Lamprechts sind hier geglättet, die Darstellung ist viel breiter. Die Erweiterungen flossen aus lateinischen und französischen Quellen und erzählen uns nicht bloß von Alexanders Kriegstaten, sondern auch von seinem Versuche, das Paradies zu erobern, von den absonderlichen Menschen, von den Wundern in der Tier- und Pflanzenwelt und den Kunstwerken, die er auf seinem indischen Feldzuge gesehen hat, ferner von den Sonnenkindern und anderem Zauber der orientalischen Märchenwelt. In welcher reichen Üppigkeit sich die Sage entfaltet und wie verschiedenartige Gestaltungen sie erfahren hat, können wir aus einer dritten Handschrift ersehen, die in eine Baseler Weltchronik vom Jahre 1370 eingeschaltet ist, aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammt und auf einer älteren Bearbeitung des Originals zu beruhen scheint. In der Baseler Handschrift wird, wahrscheinlich zur Vervollständigung des Lebensbildes Alexanders, als Einleitung die Geschichte von seiner Geburt vorausgeschickt und der Text durch Einschübe noch phantastischer gestaltet.

Worin Lamprechts eigenes poetisches Schaffen besteht und wie weit seine Abhängigkeit von Alberich geht, läßt sich, solange zu dem vorhandenen kleinen Teile seiner Dichtung keine neuen Funde kommen, kaum feststellen. Doch mag auch Lamprecht, wie es scheint, nur die französische Vorlage und lateinische Quellen in deutsche Verse gebracht und vielleicht nur die geistlichen Bemerkungen aus eigenem hinzugefügt haben, so bleibt ihm dennoch das große Verdienst, die poesievolle Schönheit und Klarheit des Stoffes, der trotz seiner Umbildungen noch den Geist der klassischen Kunst atmet, erkannt und damit das erste weltliche Epos, das aus einer fremden Quelle schöpfte, den Deutschen geschenkt zu haben. Die unsehlbare Wirkung des Stoffes aber ruht, wie es eben der Antike eigen ist, in der Darstellung des rein Menschlichen. Nicht gesteigerte Gefühle eines einseitigen Ideals, wie wir sie in den späteren französischen und deutschen Romanen finden, sondern rein menschliche Empfindungen zweier großer feindslicher Gegensätze werden uns geschildert: auf der einen Seite der vom Glück getragene und vom Glanze umflossene sieggewohnte Held, auf der anderen der unglückliche, verlassene und seines großen Reiches durch Alexander so schnell beraubte König Darius. Dazu kommt, als Umgrund, die reizvolle Märchenpracht und der bunte Reichtum der Wunderwelt des Orients, die, mochte sie auch noch so seltsam erscheinen, an sich schon eine große Wirkung auf die Gemüter ausübte, zumal sie, wie z. B. das reizende Märchen von den Sonnenkindern, des Zaubers der Romantik nicht entbehrte und durch die Kreuzzüge das Sehnen nach den Wundern in der Ferne geweckt war.

Nach manchen Abenteuern kommt Alexander, wie er an seine Mutter schreibt, in einen herrlichen Wald, in dessen Dunkel er mit seinen Mannen gar herrliche Mädchen trifft, die auf dem grünen Grunde spielen und springen und mit den Vögeln um die Wette singen, hunderttausend oder mehr. Darüber vergessen die Helden all ihr Herzeleid, ihre Mühen und ihr Ungemach und fürchten nur den Tod. Doch nicht lange dauert das Liebesidyll. Die Mädchen waren im Frühling aus den Knospen wunderbarer Blumen erblüht und schimmerten weithin in roter und weißer Farbe. Aber sie waren an den Schatten gebunden. Als daher die Bäume ihr Laub verloren, die Quellen vertrockneten und der Vögel Sang verstummte, da mußten sie mit den Blumen sterben; do schiet ih drüch dannen mit allen minen mannen.

Nicht überall flieht, wie in diesem Waldidyll, die Erzählung so ruhig dahin. Oft wird der Dichter von der Gewalt des Stoffes mit fortgerissen. Da zücken Alexander und sein Gegner Porus ihre Wehr, es klingen die Schwerter, gewaltig ist des Stahles Schall, das Feuer blüht auf, da sie die Schilde damit zerhauen, bis endlich ein Schlag Alexanders den großen Mann zu Boden schmettert. Wieder erinnert der Dichter an die Volksepik, wenn er zur Verherrlichung Alexanders die Helden im Trojanischen Kriege und aus der Gudrunsfage Hagen und Walter, Herwig und Wolfram heranzieht oder, um die Größe des Kampfes mit einem persischen Heerführer zu schildern, an die Schlacht auf dem Wülpensande erinnert, wo Hildens Vater tot lag. Bei anderen Vorgängen durfte Lamprecht von vornherein auf das Verständnis der Leser rechnen. So konnten die Schilderungen der Belagerung von Städten die Ritter im Zeitalter der Kreuzzüge an ähnliche Taten, wie an die Eroberung von Antiochia oder Jerusalem, erinnern, an denen sie selbst beteiligt waren oder von denen sie hatten erzählen hören!

Auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, wird der kühne Weltoberer hochmütig und unternimmt trotz der Warnung der Alten mit den jungen Brauseköpfen eine Heerfahrt nach dem Paradiese, um von den Engeln Zins zu verlangen. Nach mancherlei Gefahren und Kämpfen mit wilden Tieren kommen sie, den Euphrat hinauffahrend, zu einer langen Mauer, die aus kostbaren Edelsteinen gebaut ist. Erst nach langem Stoßen öffnet ein alter Mann das Tor und gibt dem König einen Stein mit der Weisung, heimzukehren, wenn ihm an seinem Leben etwas liege. Und wirklich tritt Alexander die Reise nach Griechenland an und erhält hier über die Art des Steines durch einen Juden Aufschluß. Dieser legt in die eine Schale einer Wage den Stein und in die andere eine Goldstange. Das Gold schnellte empor und mochte er noch so viel dazu legen. Da legt er als Gegengewicht des Steines eine Feder und ein Stückchen Erde in die Schale und sofort schnellt der Wunderstein empor. Die Deutung aber war folgende: Der Stein bezeichnet den König, dessen Hochmut und Habgier die Schätze der Welt nicht genügen konnten, während doch einmal ein Häuflein Erde hinreicht, ihn zu bedecken. Daraufhin wird der König demütig, ein Beschützer der Witwen und Waisen und regiert noch zwölf Jahre, bis er vergiftet wurde und starb.

Niwit mer er behilt  
allis, des er ie beranc,  
wene erden siben vöze lanc,  
alse der armiste man,  
der in die welt ie bequam.

Nicht mehr er behielt  
von allem was er je errang,  
als Erde, sieben Fuß lang,  
wie der ärmste Mann,  
der je in die Welt kam.

Der Verfasser der Kaiserchronik sagt in dem Abschnitte, der Karl dem Großen gewidmet ist, es fehle ihm an der Zeit, dessen bewunderungswürdige Taten alle aufzuzählen, und weist auf andere Lieder hin, die Karls Verherrlichung zum Ziele hatten. Vielleicht dachte er dabei an das Rolandslied. Dessen nahe Beziehungen zur Kaiserchronik legen die Vermutung nahe, daß es mit dieser von demselben Dichter stamme. Gewiß ist, daß das deutsche Rolandslied von einem bayerischen, vielleicht Regensburger Geistlichen Konrad in der Zeit 1131—1139 nach den Chansons de Roland gedichtet wurde. Diese Perlen französischer Volkspoesie hatte Herzog Heinrich der Stolze wahrscheinlich auf seiner 1131 nach Frankreich unternommenen Reise kennen gelernt, sich eine Abschrift davon verschafft und dem Priester Konrad gegeben, der sie ins Lateinische übertrug und auf des Herzogs und seiner Gemahlin Gertrud Wunsch auch in deutsche Verse umsetzte. Noch vor 1139, dem Todesjahr Heinrichs des Stolzen, muß der Dichter sein Werk beendet haben, denn in dem Epilog dazu preist er seinen Gönner als einen noch Lebenden. Leider ist uns Konrads Rolandslied in keiner der Handschriften vollständig überliefert. Unter ihnen ist die älteste die in der ehemaligen Johanniterbibliothek zu Straßburg verwahrte, die aber im Jahre 1870 beim Brand der Bibliothek vernichtet wurde. Etwas jünger, aber noch dem zwölften Jahrhundert angehörig, ist die der Heidelberger Bibliothek. Neben diesen zwei Haupthandschriften sind noch Bruchstücke von zwei anderen vorhanden. Konrads Rolandslied ist die älteste deutsche Dichtung aus dem Sagenkreise des großen Karl, der zwar Deutschlands Größe begründet hatte, aber doch nicht zu seinem Nationalhelden geworden ist.

Die Taten des großen Kaisers Karl, die Triumphe, die er als Kriegsheld über seine Feinde feierte, seine Beziehungen zum Orient und die Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums erschienen schon seinen Zeitgenossen als Wunder. Bald hat die Sage einen bunten Kranz um sein ruhmgekröntes Haupt geflochten. Angilbert und andere Dichter am Hofe Karls preisen ihn als den von Gott gesandten Ketter, und als solchen schildert ihn vollends der Mönch von St. Gallen am Ende des neunten Jahrhunderts. Ihren vollen Zauber aber goß die Sage über den Feldzug aus, den Karl auf Bitten einer arabischen Gesandtschaft im Jahre 778 gegen den Emir Abderrahman unternahm. Karl eroberte Pampelona, Saragoßa öffnete ihm freiwillig die Tore. Er konnte aber die errungenen Siege nicht weiter verfolgen, da ihn die Nachricht einer neuen Empörung der Sachsen in die Heimat rief. Im Tale von Roncesvalles wurde seine Nachhut von den Wastoniern (Gasognern) treulos überfallen. Unter den Getöteten war auch der bretagnische Markgraf Hruodland. Soweit Einhard, der Biograph Karls des Großen. An der Spitze der Verräter stand, wie eine andere Quelle meldet, der Herzog Lupus von Aquitanien, der seine Tat mit dem Tode büßen mußte. An die Stelle des geschichtlichen Lupus setzte später die Sage den wegen verräterischer Antriebe von einem Konzil verurteilten Wenilo (franz. Guenlon, Ganelon), Erzbischof von Sens. Die Gefallenen wurden bald darauf durch die Sage in Liedern und auf deren Grund auch in lateinischen Chroniken (des sogenannten Astronomen, des Pseudo-Turpin u. a.) verherrlicht. Am 14. Oktober 1066 singt der Normanne Taillefer vor der Schlacht von Hastings ein Lied von Roland und Olivier, um dadurch den Mut der Krieger zum harten Kampfe zu beleben.

Ungefähr um diese Zeit entstanden die Chansons de Roland. In ihnen ist die alte fränkische Sage unter dem Einflusse der religiösen Zeitstimmung wesentlich umgeändert worden. Die räuberischen Wastonen erscheinen hier als Sarazenen, und Heiden sind es in überwiegender Mehrzahl, die von Karl wegen ihrer feindseligen Stellung zu Frankreich gedemütigt wurden. Dieses sollte nach der Vorstellung des Dichters der

Mittelpunkt eines christlichen Weltreiches und Karl dessen Herrscher werden. Charles li reis, nostre emperétre maignes (der König Karl, unser großer Kaiser) lautet daher der erste Vers im französischen Rolandsliede. Nicht bloß als Gottesstreiter führt er seine Ritter in den Kampf gegen die heidnischen Mauren Spaniens, sondern vor allem als Frankenkönig, dessen Aufgabe es ist, den Ruhm des „süßen Frankreich“ (Dolce France) zu mehren, damit kein „übles Lied“ von ihm gelungen würde. Eifer für den christlichen Glauben und das Bewußtsein, für Frankreichs Ehre zu kämpfen, befehlen auch Karls Helden, und beides, vor allem aber ihre oft bewiesene Kriegstüchtigkeit, suchte Erzbischof Turpin in ihnen zu entflammen, als es den Entscheidungskampf mit den übermütigen Heiden bei Roncesvalles zu bestehen galt.

Während so in den Chansons de Roland das geistliche Element dem nationalen untergeordnet oder doch nur nebengeordnet, der kriegerische Charakter aber scharf ausgeprägt ist, geht in der deutschen Bearbeitung das nationale Element vollständig in dem geistlichen auf. Der Frankenkönig Karl wird zum Kaiser des christlich-römischen Reiches deutscher Nation und als solcher zu Gottes dienstman. Ihm wird die Sendung übertragen, für Gottes Ehre gegen die Heiden zu kämpfen; er wird zum Herrn der Christenheit und als deren Vorkämpfer, nicht als Frankenkönig, führt er seine Kriege. Alle Feinde sind hier Heiden und als solche galten damals auch die Mohammedaner. Die heilige Begeisterung, die in den Kreuzzügen ihren Ausdruck fand, weht durch Konrads Rolandslied, der Krieg Karls gegen die spanischen Mauren aber gestaltet sich zu einem Vorbild des Kreuzzuges der gesamten christlichen Ritterschaft gegen das Heidentum. Karl wird zum Muster eines christlichen Fürsten, seine Paladine zu Idealgestalten der Kreuzritter, Rolands und seiner Genossen Tod wird als Martyrium für den heiligen Glauben und er als das nachahmungswürdigste Beispiel eines christlichen Ritters gepriesen. Die Helden des Rolandsliedes erinnern durch ihre Kraft, die übermenschliche Taten vollführt, an die Recken der altgermanischen Zeit, wie denn überhaupt der Dichter der Volksepik manchen Zug abgelauscht und sich mit ihr besonders in den Schlachtenschilderungen wohl vertraut zeigt, aber es ist nicht mehr die Freude am Kampfe um seiner selbst willen, noch auch das Streben nach Heldenruhm, das ihre Kräfte stählt und zu ihrer Erprobung anspornt, sondern ihrer Kampfeslust ist in der Befehrerung ein bestimmtes Ziel gesteckt. Das Vertrauen auf Gott verleiht ihnen wunderbare Kraft, aber auch demütige Gesinnung, die sie von den in frohem Übermut auf ihre Stärke pochenden und Gott trogenden Heiden unterscheidet. Diesen frevelhaften Hochmut zu brechen, halten die Kreuzritter für ihre Pflicht und den im Kampfe erlittenen Tod als die sicherste Anwartschaft auf die Freuden des Paradieses.

Aus der Umgestaltung der Rolands Sage im Geiste der Kreuzzüge, die sie in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern erfuhr, erklärt sich deren internationaler Charakter und ihre Verbreitung über das ganze christliche Europa und die große Zahl der Bearbeitungen, die in gebundener und ungebundener Redeform, in lateinischer Sprache und in Volkssprachen während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts Rolands Heldentod befangen. Konrads französische Vorlage war in Tiraden, einer in den altfranzösischen Heldenliedern sehr beliebten metrischen Form, abgefaßt. Es sind dies Strophen von einer unbestimmten Anzahl durch denselben Reim verbundener Verse, die alle die gleiche Silbenzahl haben. So wurde es dem Dichter zwar möglich, den Stoff in Bilder zu zerlegen, aber dadurch der flotte Gang der Erzählung oft unterbrochen und es entstanden Lücken. Da Konrad für seine Bearbeitung die ungegliederten, einen gleichmäßigen Fluß der Erzählung verlangenden Reimpaare wählte, mußte er die Lücken ausfüllen, mochte er nun den Stoff dazu erfinden oder anderswoher nehmen.

Auf Geheiß eines Engels zieht Kaiser Karl nach Spanien, um dort die Heiden zu bekriegen. Bald hat er alles unterworfen, nur Saragossa, wo König Marsilie herrscht, leistet noch Widerstand. Da rät diesem Blancandiz, er möge sich dem Kaiser scheinbar unterwerfen und den Empfang der Taufe versprechen. Der König tut es. Als Boten dies Karl meldeten, hält er mit seinen Getreuen darüber Rat. Roland, Olivier, Turpin und Naimes stimmen gegen, Genelin aber für die Annahme der Versprechungen Marsilies. Um sich von dessen Wahrhaftigkeit zu überzeugen, wird eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet und an ihre Spitze, auf Rolands Vorschlag, sein Stiefvater Genelin gesetzt. Darüber erbittert, weil er meint, sein Stiefsohn habe es auf sein Verderben abgesehen, um ihn beerben zu können, berät Genelin auf dem Wege nach Saragossa mit Blancandiz unter einem Olbaum Rolands und seiner Genossen Vernichtung (Beilage 29). Um dieses herbeizuführen, beredet Genelin den König Marsilie, für jetzt auf alle Forderungen Karls scheinbar einzugehen, und bringt diesen durch trügerische Botschaft dazu, aus Spanien abzuziehen und Roland damit zu belehnen. Kaum aber hat Karl das Land verlassen, als Roland, der des Kaisers Abzug mit 20000 Mann

gesellen, mit genelunes uol laste. wande in sine  
 ore geiste. was ne hein cruyve. uon ime chom



michel ruyve. er uolte dar alsprochene wort.  
 ia ist gescrieben dort. under sconem schade  
 lutz. iz en ist nicht aller golt dar da glirzt.  
 genelun was michel unde luffam. er muse  
 sine nature began. michels boumes schone.  
 machet dicke hoene. er dunchet irren grüne.  
 so ist er innen durre. so man in neder mer  
 zet. so ist er wümbereich. er ist innen wül  
 unde üble getan. dar bezeichenet den man.  
 der irren wole redet. unde ualches in deme  
 herzen phlegget. er dunchet irren uol. sin müt

Aus dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad.

Berfe 1951—1973. (Es wird im Räte der Ungetreuen beschlossen, Roland, Olivier und ihre Genossen mit Geneluns Hilfe zu töten.)  
 Nach der Heidelberger Handschrift 112 (12. Jahrhundert) aufgenommen.

**Erklärender Abdruck und Übersetzung**  
aus dem umstehenden Rolandsliede des Pfaffen Konrad.

gesellen |

mit Genelūnes volleiste:  
wande in sine | me geiste  
vvas nehein truvve.  
uon ime chom | michel ruvve.  
er iruolte altsprochene vvort; |  
jâ ist gescrieben dort:  
„under scōnem schade | lūzet;  
iz enist nicht allez golt daz dâ glizzit.“  
Genelūn vvas michel unde lussam:  
er muse | sine nâtûre begân.  
michels boumes schōne |  
macht dicke hoene.  
er dunchet uzzen grûne: |  
sô ist er innen dârre.  
sô man in nieder meiz | zet,  
sô ist er vvurmbeizeich;  
er ist innen uûl | unde ûble getân.  
daz bezeichnenet den man, |  
der ûzen vvole redet  
unde ualsches in deme | herzen phleget.  
er dunchet ûzen uol,  
sin mût |

Genossen

mit Geneluns Hilfe:  
Denn in seinem Herzen  
wohnte keine Treue.  
Von ihm kam große Trauer.  
Er erfüllte das große Sprüchwort;  
geschrieben dort fürwahr:  
„Unter der Schönheit lauert Verderben;  
es ist nicht alles Gold, was glänzt.“  
Genelun war groß und schön:  
er mußte seinem innern Wesen entsprechend sich  
Eines hohen Baumes Schönheit [entwickeln.  
macht ihn oft zum Spotte.  
Er erscheint von außen grün  
Im Innern aber ist er dürr.  
Wenn man ihn fällt,  
so ist er wurmfestig;  
er ist innen faul und schlecht beschaffen.  
Das ist ein Bild des Mannes,  
der nach außen schöne Worte redet  
und im Herzen Falschheit birgt.  
er erscheint nach außen voll,  
sein Herz . . .

deckte, im Tale Roncesvalles von den Mannen Marsilies, dem Vertrage mit Genelin gemäß, überfallen wird. Die Christen, im heißen Kampfe durch himmlischen Tau erfrischt, vollführen Wunder der Tapferkeit. Sie vernichten das Heer der Heiden und auch ein zweites und drittes wird aufgerieben. Mit dem vierten rückte Marsilie selbst heran. Da erst bläst Roland sein Horn Olivant (altfranz. elefant, von elephas, Elefant, Elfenbein), um Karl zur Rache herbeizurufen. Dreißig Meilen weit dringt des Hornes Schall und erschreckt den Kaiser Karl. Unterdessen aber wird die Zahl der Franken immer kleiner. Roland haut dem König Marsilie den rechten Arm ab. Unzählige Heiden bedecken die Wälder; aber neue rücken an unter Führung des Mohrenkönigs Algarich. Dieser verwundet Olivier, der ihn dafür mit seinem Schwerte Alteclere tötet, dann aber stirbt. Als auch Fürst Walthar und Turpin gefallen sind, bläst Roland nochmals den Olivant, worauf Karl seine Krieger zur Eile antreibt. Roland, zu Tode ermattet, setzt sich unter einen Baum, tötet mit seinem Horn einen Heiden, der ihm das Schwert Durendart (altfranz. durandal von durare hart werden, dauern) rauben will, und versucht dann, es an einem Felsblock zu zerbrechen. Es zertrümmert zwar den Felsen, bleibt jedoch selbst unverleht. Da hält Roland seinen Ritterhandschuh gegen den Himmel empor: der Engel Gabriel empfängt ihn aus seiner Hand. Roland aber sinkt, als Sieger dem Feindeslande das Angesicht zugehend und das getreue Schwert zur Seite, in Kreuzesform zu Boden und stirbt mit dem Gebete auf den Lippen, daß Karls Feinde alle seinem Schwerte erliegen mögen. Zu spät kommt dieser auf das Schlachtfeld. Namenlos ist sein Jammer, er weint Blut, von dem der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist, fürchterlich ist die Rache, die er an den Heiden nimmt. Saragossa kommt in seine Gewalt. Genelin aber wird durch ein Gottesurteil schuldig befunden, an Händen und Füßen an die Schweife wilder Pferde gebunden und in Stücke zerrissen.

### 3. Spielmannsdichtungen.

Die Dichter des Alexanderliedes wie auch der des Rolandsliedes und andere des geistlichen Standes entlehnten die wirksamsten Mittel der Darstellung der Spielmannspoesie. Die Spielleute oder Fahrenden waren, wie oben gezeigt wurde, mit Ausnahme einiger lateinisch dichtender Geistlichen die einzigen Hüter und Pfleger der Heldenfage vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert. Von dem Inhalte solcher Heldenlieder, die nach dem Hildebrandsliede entstanden, ist uns nichts erhalten, da sie sich wahrscheinlich nur auf dem Wege der mündlichen Überlieferung fortpflanzten. Daß aber solche gesagt und gesungen wurden, bezeugen gelegentliche Bemerkungen in Chroniken, ferner Hinweise bei deutschen Dichtern und mittelbar auch die Äppigkeit, in der die epische Dichtung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert emporstieß, was ohne ihre stete Pflege nicht möglich gewesen wäre. Die Spielleute besangen auch die zeitgeschichtlichen Ereignisse und besorgten nach Art unserer Zeitungen deren Verbreitung, wobei sie es nicht an allerlei erfundenen Zutaten fehlen ließen. Solche historische Lieder wurden mündlich fortgepflanzt und nicht selten zu Duellen neuer Sagen. Oft auch wurden in geschichtliche Stoffe Züge alter Sagen verwoben oder Ereignisse aus der Zeit des Dichters in ein sagenhaftes Gewand gehüllt. Daraus erklärt sich, daß wir in den vollstümlichen Epen des dreizehnten Jahrhunderts, die auf der umgestalteten Sage beruhen, zuweilen Ereignisse des zehnten und zwölften Jahrhunderts sich widerspiegeln sehen. Noch freier konnte die Phantasie der Spielleute mit dem Novellenschatze verfahren, der ihnen aus Frankreich zukam; das weiteste Feld aber eröffnete sich ihrer Erfindungskunst, als sich zur Zeit der Kreuzzüge die morgenländische Wunderwelt erschloß.

Aus diesen verschiedenartigen Elementen setzen sich die Spielmannsdichtungen zusammen. Einheimische Sagenstoffe und geschichtliche Ereignisse, morgenländische und byzantinische Verhältnisse, legendenhafte Züge und freie Erfindungen werden von dem Dichter zu einem möglichst bunten und spannenden Inhalte verbunden. Je mannigfaltiger das Gebotene war, desto mehr konnte der Sänger hoffen, seine Hörer zu befriedigen. Daran hinderte nicht, daß dieselben Motive, oft auch die Wendung und Ausdrucksweise in den einzelnen Dichtungen sich wiederholten und formelhaft wurden. Den Kern bildete in der Regel das alte, schon in der Merowingerzeit von den Spielleuten verwertete Motiv der Brautwerbung.

Ein mächtiger König will heiraten. Man nennt ihm eine schöne, seiner würdige Braut, die aber über dem Meere wohnt und von ihrem Vater streng gehütet wird. Voten, die dorthin abgeschickt werden, erfahren Hohn und Spott oder erleiden gar noch anderes Ungemach. Der König macht sich nun selbst auf die gefährvolle Fahrt. List und Gewalt setzen ihn in den Besitz der Braut. Seiner Macht gelingt es, die Entführte fortan gegen Räuber zu behaupten.